

# **GOETHES LETZTE WANDLUNG**

FESTREDE, GEHALTEN BEI DER GOETHEFEIER  
DER UNIVERSITÄT DORPAT AM 20. APRIL 1932

VON

**KURT SCHREINERT**

---

TARTU 1932



Hochansehnliche Versammlung!  
Meine Damen und Herren!  
Liebe Kommilitonen!

Wenn wir heute an diesem Orte zusammenkommen, um in einer Stunde der Weihe des grössten menschlichen Genies der letzten Jahrhunderte feierlich zu gedenken, so kann das nur geschehen, indem wir gleichzeitig das Gedächtnis der beiden Männer dankbar erneuern, die zu ihrer Zeit an dieser Universität für Goethe zeugten — ich meine Karl Morgenstern, der Goethe sah, und Viktor Hehn, der Goethe erschaute. Vor fast genau neunundneunzig und einem halben Jahr, am 20. November 1832, hielt der Professor der klassischen Philologie Karl Morgenstern an eben dieser Stelle eine Trauerrede auf Goethe, die in der Geschichte der ersten Würdigungen des grossen Entschlafenen von bedeutendem Gewicht ist, eine Gedächtnisrede, die im Rahmen einer Würdigung es unternahm, die gewaltige Persönlichkeit Goethes aus der z. T. an persönlichen Erinnerungen orientierten Darstellung des Lebensablaufs des Verstorbenen hervortreten zu lassen, eine Erinnerungsrede, die nicht nur die glänzende klassische Schulung des Redners Morgenstern bewies, sondern mehr noch sprechendes Zeugnis ablegte für die innere Erhebung, die tiefste Ehrfurcht des Menschen Morgenstern vor dem gewaltigen Geist, dessen Erdenweg er einmal gekreuzt hatte.

Morgensterns Gedenkrede, dieser erste Versuch einer Gesamtwürdigung Goethes, hatte fortwirkende Kraft: sie schuf einem seiner Hörer und Schüler das Gestirn seines Weges, sie führte Viktor Hehn zu Goethe und wurde so der Anstoss zu jenen Goethe-Vorlesungen, die Hehn als mein Vorgänger im Amt vor etwa 80 Jahren an dieser Universität hielt und die den Grundstock seines in der Goethephilologie an hoher Stelle stehenden Buches bilden sollten, das er bescheidenlich „Gedanken über Goethe“ betitelte.

Wenn ich Hehns Werk den grossen Leistungen der Goethephilologie anreihe, bestimme ich nur rein äusserlich seinen Umkreis: den Anreiz zur produktiven Beschäftigung mit Goethe bildete für Hehn vornehmlich die Dichtung Goethes; überall in seinen Aufsätzen aber wird doch eine Auffassung der Goetheschen Gesamtpersönlichkeit deutlich, die es auf das schmerzlichste bedauern lässt, dass er uns seine geplante grosse Goethebiographie schuldig geblieben ist.

Mit Karl Morgenstern und Viktor Hehn steht unsere Universität also in der besten Goethetradition, und dies berechtigt uns nicht nur, sondern verpflichtet uns vielmehr, zu den Weltfeiern des Goethejahres auch unser Scherflein beizutragen.

Wenn der Sinn jeder ernstesten Feier Erhöhung ist, Erhebung aus dem peinlich Alltäglichen, Sammlung, Schau und Gelöbnis, so gilt dies in ganz besonderem Masse von dieser Feier, weil sie ein Tag der Einkehr für die ganze abendländische Kulturwelt ist. Diese Weltfeier Goethes darf nicht bloss ein Akt höflicher Pietät sein, sie ist eine zwingende Notwendigkeit, sie darf kein blosser Dank, sondern muss ein ernstes Versprechen, nicht bloss ein Rückblick, sondern mehr noch eine Vorschau sein, sie gilt nicht allein dem grossen Dichter, sie gilt vor allem dem grösseren Menschen, nicht dem Einzelnen, sondern dem Gesamten, nicht dem Zeitlichen, sondern dem Ewigen.

Was aber ist das Ewige und das Verbindliche an Goethe?

Ich meine, für Europa jene letzte höchste Entwicklung seines Wesens, die Ehrfurcht gebietet; nicht eigentlich seine erste Gestalt: der deutsche Jüngling, der aus dem Blut seiner germanischen Herkunft heraus in dunklem Schöpferdrang um die Weltformung ringt und im Ringen, im Streben selbst seine tiefste Befriedigung erfährt — der Werther und der erste Teil des Faust sind die grossen Zeichen dieses Weges —, auch nicht eigentlich seine zweite Verwandlung: der klassische Mann, der aus der Sehnsucht nach harmonischer Gestaltung, nach Bildung die Wanderung in die versunkene Schönheit der griechischen Antike antritt und in der Schau der edlen Simplität und der stillen Grösse des Altertums die höchste Beglückung empfindet — die Herme der Iphigenie ist das Zeichen dieses Weges —, dem die höchste Synthese gelingt, der den über den Genuss des Augenblicks hinausdrängenden germanischen Schöpferdrang und die unendlich schaubare Zeitlosigkeit

der antiken Schönheit, Faust und Helena, vereinigt, die faustische Erregung und Bewegung mit der antiken Ruhe und Schau zur Fülle der Menschheit zusammenschliesst, sondern seine letzte Gestalt: der europäische Greis, der hinaufwächst in die höchsten Formen des menschlichen Lebens und Geistes überhaupt, in die ewige Weisheit, der entsagt, weil er mit Faust erkennt: „Ich habe nur begehrt und nicht vollbracht“ und durch die Entsagung den produktiven Begriff des Augenblicks und des Wirkens erringt. Diese Entsagung ist die letzte und die verbindlichste Form der geistig-menschlichen Wandlungen Goethes, weil sie die höchste Form der Weisheit schlechthin ist; Befreiung, Erlösung ist nur möglich durch Entsagung, und Faust wird erlöst, Faust wird in das überirdische Reich der Liebe und Gnade aufgenommen, weil er eben entsagt, weil er aus einem dunkel Strebenden zum bewusst Wirkenden wird, weil er den Kosmos aufgibt und die Erde entdeckt, weil er über die Sehnsucht hinaus, über den unstillbaren Drang seiner Jugend und die ruhegegründete Schönheitswelt seines Mannesalters hinaus zur Goetheschen Weisheitserkenntnis des tätigen Wirkens, zur freien Erfüllung des Notwendigen gelangt.

Dieser Goethesche Begriff der Entsagung ist ein vorzüglich positiver: Entsagung ist nicht Verzicht, sondern schöpferische Erfüllung des Ewiggültigen, Entsagung bedeutet nicht Verlust, sondern Sammlung, Entsagung heisst für den alten Goethe: Erfüllung der Forderung des Tages, Einordnung in die Gemeinschaft, Dienst in der Erkenntnis des Notwendigen; das erfüllende Tätige, Charakter, Vernunft, bedeutet Grenzsetzung der unerfüllbaren Strebung, des Subjekts, des Dämons, bedeutet die Berufung im Beruf, das Gesamte im Einmaligen, das Ewige im Täglichen, Freiheit in der Notwendigkeit. Und von diesem Goetheschen Begriff der positiven Entsagung her klärt sich uns die bezeichnende alt-goethesche Lieblingswendung vom Wirken als der weltgemässen Daseinsform. Wirken ist bewusst und dämonisches Werden in jedem Augenblick des Lebens, Wirken ist kontinuierliche Entwicklung, organisches Wachsen, Wirken ist im höchsten Sinn tätige Bewusstheit des Eingeeordnetseins des menschlichen Lebens, der Menschheit in den notwendigen Ablauf einer grossen Gesetzmässigkeit, im knappen bürgerlichen Sinn: Pflichterfüllung im Dienste der Gemeinschaft, im Dienste der „Forderung des Tages“. Es wird uns nun klar, was für Goethes

Altersleben die strenge Einhaltung eines genauen Arbeitsschemas bedeutete, was er meinte, als er im April 1825 in das Stammbuch seines Enkels Walter unter eine Eintragung Jean Pauls: „Der Mensch hat hier dritthalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben: denn mitten in dieser Minute stirbt er“ schrieb:

„Ihrer sechzig hat die Stunde,  
Über tausend hat der Tag.  
Söhnchen werde dir die Kunde,  
Was man alles leisten mag.“

Der auf die Nutzung jeder Minute eingestellte Arbeitsplan des alten Goethe ist nicht Erfüllung einer aus grämlicher Altersberechnung aufgestellten Zeitökonomie, sondern bewusster Dienst an einer hohen Idee, die ihm ebenso sehr ethisches Gebot wie metaphysische Überwölbung des Lebens war.

Und noch von einem andern Ausgangspunkt her, auf eine rein bildliche Weise können wir uns dem Goetheschen Begriff des Wirkens nähern: wenn wir uns gegenwärtig halten, dass jenes Wort wirken nicht bloss einen allgemeinen, sondern auch einen besonderen gegenständlichen Sinn hat, dass dieses Wort wirken ein Gleichwort für weben ist.

Ich erinnere daran, über welch reichen Schatz von dichterischen Bildern gerade aus dem Umkreis der Webindustrie Goethe verfügt, und erinnere in diesem Zusammenhang besonders an die Beschwörungsszene im ersten Teil des Faust, da der Erdgeist, die persongewordene spinozistische Natur, zur menschlichen Begreiflichmachung seines Berufs zum Bilde des sausen den Webstuhls der Zeit greift, an dem er das lebendige Kleid der Gottheit, der Natur, wirke.

Schon im Urfaust findet sich diese Szene der Begegnung Fausts mit dem Erdgeist, der hier als Geist schlechthin bezeichnet wird; im Urfaust wie noch in der endgültigen Gestalt des ersten Faustteils hatte sie den Sinn, in der lebendigen Form der geistig mächtig beseelten Natureinheit Faustens kosmischem übermenschlichem Erkenntnis-, Schaffens- und Gestaltungsstreben eine unüberschreitbare Grenze zu setzen.

In den letzten Schaffensstunden am zweiten Teil des Faust aber musste Goethe diese Szene, mussten ihm besonders die

letzten Worte des Erdgeistes, mit denen er sich Faust versagt, in einem bedeutungsvollen andern Sinne erscheinen, jene Worte:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst,  
Nicht mir!“

Er musste in ihnen eine aus dunkler Intuition geborene, höchst wunderbare Antezipation seiner eigenen Entwicklung erkennen, eine sehr bedeutsame, symbolische Prolepse des Ausgangs des Faustdramas, jener Wandlung Faustens, die ihn zum Wirken im Dienst des Gemeinsamen führt, ihn zur menschlichen Entsprechung des wirkenden Erdgeistes macht. So erscheint uns heute die Erscheinung des Erdgeistes in einer Art von symbolischer Transparenz, hinter der wir die letzte menschliche Wandlung Fausts in ahnungsweckenden Konturen erblicken.

Fausten fehlt bei der Beschwörung des Erdgeistes noch der tiefste Einblick in die Natur, in die Notwendigkeit ihres stillen gesetzmässigen Waltens, in ihr Wirken, er muss noch die tragische Spannung seiner Zweiseeligkeit bis zum Tode Gretchens, bis zum Versinken Helenas erleben, um dann endlich, entsagend, ins Ganze sich verweben zu lassen, als geläutertes Einzelwesen in die Gemeinschaft einzugehen, durch Entsagung erlöst zu werden.

Wirken heisst also mit Bewusstsein das Notwendige tun, oder wie es Goethe einmal in den Wanderjahren in zwei knappen Geboten ausgedrückt hat: „Mässigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Notwendigen“. Notwendig im Leben der Menschheit wie des Individuums aber ist die Entwicklung, die kontinuierlich in der Form einer unaufhörlichen spiralförmigen Evolution sich vollzieht. Dieses überpersönliche allwaltende Gesetz des unablässigen Werdens muss dem Menschen bewusst gemacht werden, damit er aus der Freiheit der Bewusstheit das Notwendige, das Gesetzmässige tue. Und weiter muss sich der Mensch bewusst werden, dass er ein Glied einer unendlichen Kette, ein Teilchen in dem unendlichen Teppich des Lebens ist, dass er nur im Gesamten Bedeutung hat. Dann erst kommt er zur lebendigen schöpferischen Erfüllung von Raum und Zeit, die für Goethe nicht blosse Anschauungsformen, sondern notwendige Daseinsbedingungen sind. Der Mensch ist Bürger der Ewigkeit: hinter und neben und vor sich, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sieht er die unendliche Schar der Menschheit den Raum und die Zeit erfüllen und

erkennt sich selbst als organischen Teil einer grossen Bildung, als Partikel eines „grossen unsterblichen Individuums, welches unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und sich dadurch sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt“. So wird ihm sein vergängliches Dasein ein köstliches Gleichnis: seine Lebensstunde steht im Zeichen des Gesetzes des folgerechten Tuns und muss sich an ihm orientieren: sein Erdentag ist Ewigkeit, sein Erdenweg Unendlichkeit. Aus dieser höchsten Erkenntnis ergibt sich wiederum seine irdische Aufgabe: Verwirklichung des immanenten Gesetzes, freie Einordnung in das Gemeinwesen, „Mässigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Notwendigen“.

In diesem Zusammenhang ist uns ein Aufsatz Goethes wichtig, der in der Forschung bisher merkwürdigerweise recht wenig Beachtung gefunden hat, der Aufsatz „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort“, der 1823 im 2. Band der Morphologie erschien.

Der Ausgangspunkt dieses Aufsatzes ist eine Beobachtung des Leipziger Mediziners Johann Christian August Heinroth, die sich in dessen Anthropologie findet. Heinroth bezeichnet in diesem Werk Goethes naturwissenschaftliche Denkweise als „gegenständlich“, womit er — wie Goethe sagt — aussprechen will, „dass mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, dass die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen, in dasselbe eingehen und von ihm auf das Innigste durchdrungen werden, dass mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei“. Diese Feststellung Heinroths regte Goethe zu mancherlei Betrachtungen über sein eigenes Wesen an, sie wurde ihm zu einem „bedeutenden Fördernis“ seiner Selbsterkenntnis. Dankbar erkannte er in dieser Heinrothschen Beobachtung den Organisationspunkt seiner geistigen Existenz, der ihm trotz Schillers berühmtem Brief vom 23. August 1794 noch nie mit solcher Deutlichkeit klargeworden war, sah er hier einen Zug seines Wesens, der über seine naturwissenschaftliche Richtung hinaus Gültigkeit für seine geistige Bildung schlechthin hatte. So kommt er in diesem Aufsatz zur Charakterisierung seiner poetischen Leistung als der Ausdrucksform einer gegenständlichen Dichtung, und es wird ihm deutlich, um ihn selbst sprechen zu lassen, „dass mein ganzes Verfahren auf dem Ableiten beruhe: ich raste nicht, bis ich einen prägnanten Punkt finde, von dem sich vieles ableiten lässt, oder vielmehr,

der vieles freiwillig aus sich hervorbringt und mir entgegen-trägt“. Die geheimnisvolle Verbindungslinie, die mystische Wahlverwandtschaft zwischen Goethes Dichtertum und seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen erscheint uns hier plötzlich in vollem Licht. Uns werden die Pausen in den dichterischen Arbeiten Goethes klar, die immer eintreten mussten, wenn der „prägnante Punkt“ noch nicht gefunden war. Bemerkenswert ist weiter Goethes Geständnis, dass die Grundlage seines Denkens die Deduktion war; hier wird die Schillersche Beobachtung in seinem berühmten Brief bestätigt, die Beobachtung: „Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen.“ Durch Deduktion ist Goethe zu seiner bekannten Anschauung von den Urphänomenen, von der Urpflanze gelangt und von hier wiederum auf die Grundgesetze der pflanzlichen Gestaltbildung. An der Wiege dieser naturwissenschaftlichen Erkenntnisse steht der Künstler Goethe, steht die geniale Intuition des Dichters, nicht die mühselige Analyse des Wissenschaftlers: in jeder Erscheinungsform der Natur sucht er den „prägnanten Punkt“, tastet er nach Hinweisen „auf ein geheimes Gesetz, auf ein heiliges Rätsel“, das ihn zum „Schöpfungsgenuss von innen“ führt.

Aus diesem Geiste der Naturforschung ist Goethes Ansicht der Menschheit geboren. Wie er dort aus der primären Erscheinungsform des pflanzlichen und tierischen Lebens, aus Urpflanze und Urtier, die Fülle der Natur ableitete und in allen ihren empirischen Erscheinungen das mystische Gemeingesezt bestätigt fand, so offenbarte sich ihm auch im mannigfaltigen Getriebe der Menschheit ein solcher „prägnanter Punkt“, eine Urform, die in allen menschlichen Erscheinungen als Gesetz von ewiger Gültigkeit sich findet. Dieser Organisationspunkt der Menschheit ist ihre — im antiken Sinn — politische Tendenz, die ihre höchste Ausprägung im Gemeinwesen erfährt. Wie Pflanze und Tier Funktionen von Urphänomenen sind, so ist auch der Mensch Funktion jener politischen Urtendenz. Aber ein bedeutsamer Unterschied besteht doch zwischen beiden Entwicklungsreihen, ein Unterschied, auf den Goethe u. a. 5 Tage vor seinem Tode noch in einem Brief an Wilhelm von Humboldt mit folgenden Worten hingewiesen hat: „Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten; ich setze hinzu, die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe

wieder zu belehren.“ Während Tier und Pflanze das stille notwendige Walten und Wirken der Natur in unbewusster Weise vollziehen, kann der Mensch durch seine Vernunft Einblick in das ewiggültige Gesetz der Menschheit gewinnen, kann er sich des immanenten Gesetzes bewusst werden. Ja er muss sich dieses innewohnenden Gesetzes bewusst werden, wenn er zur Vollendung, zur Erfüllung, zur Weisheit gelangen will. Und das Tun aus dieser Weisheit heraus ist wohl Entsagung, aber mehr noch tätiger Dienst an der Gemeinschaft, ist „Mässigkeit im Willkürlichen, Emsigkeit im Notwendigen“, ist Wirken. Dieses Wirken ist der Weisheit letzter Schluss, es führt zur Erlösung, es geleitet zu Gott, weil es Dienst an der einen Idee ist, die ihre tiefsten Wurzeln in der Gottheit hat; denn hinter den Urphänomenen, mit deren intuitiver Erschliessung sich das rastlose Wirken des alten Goethe schliesslich beruhigen musste, ohne den Schleier der Göttin von Sais gelüftet zu haben, steht für Goethe nicht ein Welträtsel, steht eine überirdische Kraft, hinter diesen Urphänomenen steht das Urprinzip aller Schöpfung, aller unendlichen Gestaltungskeime der Urphänomene, steht die Gottheit. Ihre erhabene Gestalt entzieht sich der menschlichen Anschauung, sie offenbart sich lediglich in einem Gleichnis, in der bildenden, gesetzmässigen, wirkenden Kraft der Schöpfung. Bewusste Entsagung, tätige Einordnung in die Notwendigkeit des Ewiggeltenden ist also die höchste Form der Weisheit, sie ist Gottesdienst im Weltendienst, sie ist Freiheit in der Bindung, Lösung in der Sammlung, und ihre Krönung ist die endliche Erlösung, das schliessliche Aufgehen des Wirkenden in die Urmutter alles Wirkens, in die Gottheit.

Wir erkennen jetzt, aus der Sichtbarmachung dieser weisheitsbildenden Kraft der eindringlichen Naturbeobachtung für Goethe, die tiefe innere Berechtigung seines Ausspruchs, den er ein Dreivierteljahr vor seinem Tode Soret gegenüber tat: „Es waren die schönsten Zeiten meines Lebens, da ich mich um die Naturgegenstände eifrig bemühte, und auch in diesen letzten Tagen war es mir höchst angenehm, die Untersuchungen wieder aufzugreifen. Es bleibt immer ein herzerhebendes Gefühl, wenn man dem Unerforschlichen wieder einige lichte Stellen abgewinnt.“

Fausts letzte Wandlung, sein Ringen mit den Gewalten des Meeres, seine Tätigkeit als Deichhauptmann, die von manchen

Faustkommentatoren kritteln Missdeutung erfahren hat, ist uns aus dem Entwickelten heraus klar: Faust muss die letzte Weisheit seines Dichters erfüllen; er muss entsagend sich in den Dienst des Gemeinwesens stellen, muss durch die tätige Verwirklichung der immanenten politischen Gemeinidee über sich selbst hinauswachsen, um erlöst werden zu können.

Neben dem Faust muss ich in diesem Zusammenhang eines zweiten dichterischen Alterswerkes Goethes gedenken, eines ebenso wunderlichen wie wunderbaren Buches, ich meine den Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre“. Das Wesentliche an diesem Buch ist nicht die Form — die Unbekümmertheit des Dichters um die ästhetische Gesamtgestalt des Werkes wird nur allzu deutlich —, sondern die Lehre, nicht das Geschehen, sondern das Ethos, nicht das Poetische, sondern das Pädagogische. Das Werk ist nicht Darstellung wie der Faust, die poetische Objektivierung von Goethes eigenem Entwicklungsgang, sondern es ist Forderung, es wendet sich an die Mitwelt und die Nachgeborenen gleichermassen: der Faust ist das Vermächtnis Goethes an die Wissenden, die Wanderjahre sind sein Testament an die Welt. Es enthält all das, was Goethe selbst bei anderer Gelegenheit als das wertvollste Gut eines geistigen Erbes bezeichnet hat, nämlich „Quelle und Richtschnur alles Lebens und Tuns“, Aufforderung „nicht zu leeren Spekulationen, sondern zu Leben und Tat.“ Über die Forderungen, die Goethe in diesem Testament aufstellt, kann nach dem Vorhergegangenen kein Zweifel sein, und deutlich spricht sich die Tendenz dieses Vermächtnisses bereits im Untertitel des Werkes aus: „Die Entsagenden“.

Was Goethe in den letzten Partien der Faustdichtung in geheimnisvollen Andeutungen nur ausgesprochen hat, in Andeutungen, deren tieferer Sinn sich nur dem erschliesst, „der sich auf Miene, Wink und leise Hindeutung versteht“, das wird in den Wanderjahren zum klar formulierten Gebot. Es ist die Forderung der produktiven Entsagung, die Erkenntnis, „dass nur alle Menschen zusammengenommen die Menschheit ausmachen, und wir nur insofern zu achten sind, als wir zu schätzen wissen“, d. h. unser Menschheitsbegriff bestimmt unser Menschentum. In den drei Büchern der Wanderjahre wird die stufenweise Entwicklung zu dieser schöpferischen Entsagung, zum Wirken im Dienste der Allgemeinheit an drei Gruppen zur Darstellung gebracht, die zueinander sich entwickeln, ineinander

aufgehen: auf der ersten Stufe steht das Individuum, Wilhelm Meister, das zur Aufopferung seiner vielstrebigen Neigungen für die Gemeinschaft aufgefordert wird; er wird in die zweite Gruppe eingeführt, in die pädagogische Provinz, einen Kreis weiser — allerdings ebenso wunderlicher — Spezialisierung, wo ihm jene Forderung als Notwendigkeit erscheint; auf der dritten Stufe schildert Goethe das werdende Gemeinwesen der „Entsagenden“, in dem die Wissenden sich zur Volkseinheit zusammenschliessen, in das Wilhelm Meister sich nun endgültig einordnet als Wundarzt. Faust als Deichgraf, Wilhelm Meister als Wundarzt: die innere Linie ist deutlich, die diese beiden anfänglich auf andere Ziele gerichteten Gestalten miteinander verbindet. Ihre Wandlung, Faustens Rückkehr vom Übermenschentum ins Menschentum, Wilhelm Meisters Abkehr von der Vielgeschäftigkeit zur Einstrebigkeit, beides ist Symbol des Aufwachsens Goethes in die letzten Bezirke des Wissens um die Dinge, in die Entsagung, in die Weisheit. Der zweite Teil des Faust, Wilhelm Meisters Wanderjahre, sind die lebendigen Zeugnisse seiner letzten menschlichen Verwandlung, sind Goethes Vermächtnis an sein Volk, an Europa, an die Welt.

Welchergestalt dieses Vermächtnis Goethes ist, das habe ich Ihnen darzulegen versucht; es ist nicht bloss ein Schatz für den einzelnen, es ist eine Verpflichtung für die Welt. Hundert Jahre sind vergangen, und noch hat sich nicht die Menschheit als Erbe gemeldet. Der Goethesche Bund der Entsagenden in den Wanderjahren, die Gemeinschaft der Wirkenden ist noch nicht zum Weltbund, ist noch nicht zur Weltgemeinschaft geworden. Aber wie ein magischer Aufruf an die Nachwelt muss uns Menschen dieser Zeit eine merkwürdige Bemerkung Goethes auf der letzten Seite des Manuskripts der Wanderjahre berühren, die Bemerkung: „Ist fortzusetzen.“

---